



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 192.

Donnerstag, 19. August

1926.

Das Sechstagerennen.

Roman von Curt Seibert.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle a. d. S.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Er packte mit wahrer Wut seine Sachen, Strümpfe, Hemden, Kragen, Krawatten, alles durch- und nebeneinander, wie junge Herren eben Koffer packen, wenn sie nicht pedantisch veranlagt sind. Und seine Mutter, Frau Rath, eine gutmütige, dicke Frau von fünfzig Jahren, die stets eine Eisenbeinbrotsche auf der Bluse trug, dafür aber ausgezeichnet kochte, konnte sich gar nicht beruhigen.

„Aber ich bitte Sie, Herr Harlinghausen, wo wollen Sie denn schon wieder hin? Erst vor einem halben Jahr sind Sie von Ihrer großen Reise (Frau Rath nannte eine Fahrt von 10 Stunden eine große Reise) zurückgekommen, und nun wollen Sie schon wieder fort? Ich dachte, Sie hatten Aussicht, eine Anstellung zu bekommen!“

Frau Rath interessierte sich aus verschiedenen Gründen sehr für diese Anstellung. Vor einem halben Jahr hatte sie diesem jungen Menschen, weil er ihr gut gefiel und einen anständigen Eindruck machte, ein kleines Zimmer in ihrer Pension eingeräumt, hatte ihn durchgefüttert, weil sie wußte, wie schwer es war, etwas zu finden, und weil sie das Elend kannte. Mein Gott ja, sie hatte nie gehofft, von Karl Harlinghausen Reichstümer zu erwerben, aber auf die Dauer konnte das doch nicht so weiter gehen.

Gewiß, die Pension ging gut, wer kochte wohl so wie Mutter Rath? Das wußten die Studenten, das wußten die Schauspieler, das wußte die ganze Stadt. Und sie hätte es sich leisten können, einen jungen Menschen durchzufüttern, aber ein Mensch ohne Arbeit konnte ihr nicht imponieren. Sie stand auf den Beinen von früh bis spät, hielt den ganzen Haushalt in Ordnung und arbeitete nun bald vierzig Jahre von früh bis spät. Doch dieser junge Mensch fand keine Stellung. Er bemühte sich, das wußte sie, aber entweder paßte es ihm nicht oder er paßte den anderen nicht, kurzum: seit einem Jahr hatte er fünfmal nicht nur die Stellung, sondern auch den Beruf gewechselt. Und das war doch etwas zu viel, selbst für den Langmut von Mutter Rath.

Und nun? Am 15. sollte er die Stellung bei Glaser und Bergmann antreten, und heute, am 13., reiste er ab.

Karl mochte dasselbe gedacht haben. Recht hatte sie wohl, die Mutter Rath. Man hatte ihm bei Glaser und Bergmann eine Anstellung als Empfangschef in Aussicht gestellt. Aber die Rennen in Amsterdam gingen schließlich vor, selbst wenn Frau Rath das nicht begreifen sollte. Auch mit der ewigen Unruhe, die ihn trieb, hatte sie recht. In einem Jahr fünf, nein, sechs Stellungen, dazu die Fahrt durch Mitteldeutschland, eine volle Woche, ohne etwas zu finden. Es war eben zu schwer für ihn, der nichts gelernt hatte oder jedenfalls nicht viel, dem das Geld zum Studium fehlte und der doch seiner Herkunft und seiner Erziehung gemäß höher hinaus wollte.

Was war er nicht alles schon gewesen! Verkäufer in einem Sortiment, Plakatweiser im Ustoriatheater, Nachportier im Hamburger Hof. Man hatte es nicht

leicht, wenn man plötzlich verarmt war und sich dann durchs Leben schlagen sollte. Für sich selbst war ihm nicht bange, aber der guten Mutter Rath, die schon weiß Gott wie lange Miete und Kostgeld bekam, bekommen sollte, hätte er wirklich gegönnt, daß er endlich mal genug verdiente.

Heute war er fertig, der Kofferdeckel flog zu.

„Hier ist ein Brief an Glaser und Bergmann, Frau Rath, bitte stecken Sie den in den Kasten, aber kleben Sie vorher eine Marke drauf.“

Sie schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Wollen Sie sich denn nicht vorstellen? Dann wird Ihnen ein anderer den Posten wegnehmen, und es ist eine so schöne Stelle, mit 120 Mark im Monat!“

„Aber ja, ich werde mich vorstellen, aber erst am Dienstag, früher bin ich nicht zurück.“

Er wußte, sie würde den Brief einstecken, mit der Marke, aber er konnte ihr doch nicht Zweck und Ziel seiner Reise verraten.

„Wohin geht's denn diesmal wieder, Herr Harlinghausen?“ fragte sie neugierig.

„Staatsgeheimnis, Frau Rath. Aber ich werde Ihnen was Schönes mitbringen!“

„Ach, Sie Schelm, das lenne ich schon, nachher lassen Sie es wieder auf der Bahn liegen.“

Er lachte.

„Diesmal nicht, Frau Rath, diesmal nicht.“

„Bekommen Sie denn dort eine gute Stellung?“

„Eine Stellung? — Gewiß — ja, vielleicht, wollen mal sehen. Jedenfalls bin ich Dienstag mittag zurück.“

„Und wenn Sie nichts gefunden haben, werden Sie sich bei Glaser und Bergmann vorstellen?“

„Das verspreche ich Ihnen.“

Das Telefon klingelte. Frau Rath stürzte davon. Dieses Instrument erschreckte sie jedesmal, denn sie konnte nicht gut telefonieren, es war ihr unheimlich, fremde Stimmen fremder Menschen so nah ihrem Ohr zu wissen, während die Leute meist weit weg waren. Endlich erschien sie wieder.

„Sie werden verlangt, Herr Harlinghausen, ein Herr will Sie sprechen, er hat es sehr eilig.“

Dabei betonte sie das Wort „Herr“ besonders, weil ab und zu auch mal Damen angerufen hatten, und sie, die Karl wie einen Sohn behütete, sah das durchaus nicht gerne.

Karl nahm den Hörer.

„Aber gewiß, ich bin pünktlich am Zug, Sie können sich darauf verlassen.“

„Sie reisen in Begleitung?“

„Ja, es fahren noch einige Herren mit.“

Frau Rath schien zu begreifen.

„Es handelt sich wieder um eine solche Radlerei. Ja, ich sehe es Ihnen an, Sie wollen wieder halbnächt auf einer Bahn fahren vor allen Menschen und einen dummen Preis gewinnen wie die Silberfigur aus Riegel da vorn, für die kein Mensch einen Taler gibt. Bringen Sie nur nicht wieder so was mit.“

„Aber liebe Frau Rath . . .“

„Ja, ich weiß schon. Über das sage ich Ihnen, wenn Sie zurückkommen und sich nicht bei Gläser und Bergmann vorstellen, bin ich Ihnen ernstlich böse.“ „Ich werde mich vorstellen, und Sie werden nicht böse sein“, rief er lachend.

Dann nahm er seinen Koffer und eilte von dannen. Sie aber sah ihm nach und dachte: Hoffentlich macht er keine Dummheiten, es wäre schade um den guten Jungen. Aber böse —? Ernstlich böse — konnte sie ihm ja doch nicht sein.

2. Kapitel.

Am Bahnhof wurde Karl schon erwartet von einigen Herren, die im Halbkreis vor einem Coupé 2. Klasse standen und ihn herzlich begrüßten.

„Na, gerade noch in letzter Minute“, rief ihm Herr Zander entgegen, „und wenn ich nicht angerufen hätte.“

„Ich war schon fix und fertig, als Sie telephonierten, aber Frau Rath hat mich so lange aufgehalten.“

„Natürlich Mutter Rath“, lachten die Herren. „die kann ihr Söhnchen nicht entbehren.“

Als Karl jetzt auf die Uhr sah, waren es noch vier Minuten bis zum Abgang des Zuges. Zander hatte mal wieder einen Witz machen wollen.

„Habt ihr auch Nichtraucher?“ fragte er.

„Keine Spur, gequalmt wird natürlich nicht, aber ab und zu mal 'ne kleine Zigarette kann doch nicht schaden.“

Und Zander, der in der Stadt ein gutgehendes Zigarren Geschäft besaß, zog einige Schachteln der besten und teuersten Marken aus der Tasche.

„Ich denke, wir rauchen alle fünf zusammen eine“, schlug jetzt Herr Wege vor, der aus Chemnitz stammte und auch gern kleine Scherze vom Stapel lassen wollte.

„Einstiegen — einsteigen“, riefen die Schaffner; die Menschen eilten zu den Wagentüren, verabschiedeten und küssten sich, zogen aus verborgenen Taschen weiße Tücher hervor, teils um zu wischen, teils um die Tränen zu trocknen, teils für beides.

An der Sperré standen zwei Jungen im Alter von sechzehn Jahren.

„Da hinten stehen sie“, sagte der eine.

„Wo?“

Dort oben, am zweiten, dritten, vierten Wagen, da ist Zander, der kleine schwarze, und daneben Harling, der neulich die Preußenmeisterschaft gewann, und der eben mit dem Schaffner spricht, ist Groth, der als Trainer mitgeht.

„Mitgeht? Wohin denn?“

„Na — nach Amsterdam, wohin sonst? Dumme Frage. Dort sind doch die Europameisterschaften.“

„Woher weißt du denn das alles so genau?“

„Na, das weiß doch jedes Kind in der Stadt. Man merkt, daß du aus der Provinz bist. Das heißt, die große Provinz, die weiß das natürlich auch, aber du bist aus der kleinen Provinz.“

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Die fünf Herren machten es sich bequem, so gut es eben ging, denn bis Amsterdam waren es zehn Stunden Fahrt, da mußte man schon Geduld haben. Die Unterhaltung ebbte natürlich nie ab. Drei von ihnen stammten aus Berlin, einer kam aus Breslau, einer aus Chemnitz. Sie waren, mit Ausnahme von Groth, der die andern vier betreuen sollte, als Vertreter Deutschlands vom Amateurverband nach Holland geschickt, um dort an den Europakämpfen teilzunehmen. Acht Nationen beteiligten sich, und die Aussichten für die Deutschen standen nicht eben besonders, aber auf ein paar gute Plätze hoffte man doch.

Der Stillste war Ernst Wege aus Chemnitz, Bankbeamter von Beruf, dreißig Jahre alt, aber schon sehr gesetzt und ruhig auftretend.

Er hatte, bisher völlig im Hintergrund verschwunden, bei den Ausscheidungskämpfen überraschend gut abgeschnitten und mußte seinen Leistungen gemäß berücksichtigt werden. Er galt als ruhiger, sicherer

Fahrer, als Mann, der kein Genie war, aber der ständig im Training war und auf den man sich unbedingt verlassen konnte. In Amsterdam würde er seinen Mann stehen, aber einer von denen, die große, ganz große Siege erringen, war er nicht.

Anders Emil Milch aus Breslau, ein lebhafte, lustiger, aufgeweckter Kerl, der mit seinem Bruder zusammen ein Fahrradgeschäft betrieb und seit zwei Jahren an der Spitze der ostdeutschen Amateure stand. Auch die Sachsenmeisterschaft und die Meisterschaft vom Rhein über 1 Kilometer hatte er verschiedentlich schon an sich gebracht. Milch war immer lustig und guter Dinge, machte seine Späße mit aller Welt, war niemals aus der Ruhe zu bringen und nie beleidigt. Man konnte ihm die dichesten Sachen an den Kopf werfen, er warf sie seelenruhig zurück und lächelte dabei. Als Rennfahrer war er nicht ganz zuverlässig, nicht moralisch, besonders was sein Können anbetrifft. Heute fuhr er blendend und schlug alles, was sich ihm in den Weg stellte, morgen gondelte er einher, als sei er der blutigste Anfänger. Das waren seine Sympathie-Stimmungen, wie er das nannte. Fuhr er mit Leuten, die er gern hatte, dann ließ er sie ruhig gewinnen, machte sich nichts daraus, wie lebhaft bei der Preußenmeisterschaft Letzter zu werden; hatte er aber Gegner, die er nicht ausstehen konnte, dann legte er los, daß sich die Pedale bogen, und so leicht mochte ihm dann keiner zu folgen. Da er aber aus Antipathie-Stimmung alle Ausländer nicht leiden konnte, hatte man ihn trotz seines schlechten Abschneidens für Amsterdam bestimmt, indem man hoffte, daß er auch dort allen, die er nicht ausstehen könnte, das Hinterrad zeige.

Jac Zander war Zigarrenhändler, hatte das Geschäft vom Vater geerbt und würde es seinem Sohn (falls er einen bekam) wieder vererben. Ein Mann von Geschmack und von einiger Bildung, politisch unerfahren wie ein Kind, schwankend wie ein Rohr im Winde, ging er für seine Freunde und Kameraden durchs Feuer. Zander war ein untersetzter, äußerst kräftiger Mensch, der auf der Bahn die langen Strecken bevorzugte und deshalb auch in erster Linie das 25-Kilometer-Rennen bestreiten sollte. Als Fahrer war er sehr angesehen, aber gesürdet, da er sehr rigoros fuhr und alles riskierte, wenn er gewinnen wollte. Und Jac Zander wollte immer gewinnen.

Stefan Groth war eine merkwürdige, etwas sagenumwobene Figur. Ehemals Europa- und Weltmeister der Amateure, hatte er noch um die Jahrhundertwende große Siege ausgefahren, stieg aber jetzt natürlich nicht mehr aufs Rad. Jetzt fuhr er Auto, denn er konnte sich's leisten. Wovon aber, das wußte kein Mensch, und das war das große Geheimnis, das Stefan Groth umwob. Er war Hans in allen Gassen. Wenn irgend ein ausländischer Weltmeister Deutschland bereiste, sei es nun ein Boxer, ein Boxer, ein Rennfahrer, Stefan Groth war dabei, begleitete ihn und — ja, was tat er eigentlich? Niemand wußte, wovon er lebte, aber er lebte gut. Zurzeit fuhr er als Trainer und Manager der vier Deutschen mit nach Holland.

(Fortsetzung folgt)

Sonnenstille.

Die hellen Wege und das dunkle Laub
Besprührt ein golden-zarter Sonnenstaub.
Der hochgewölbte, blaue Himmelraum
Wiegt sich in sommerschwülen Mittagstraum,
Und selbst die weißen Wandermölkchen schlafen.
Zur Ruhe ging der Wind, der Vogel Lied
Verklang, und einsam nur ein Falter zieht.
Vom Tannenwald weht warm ein harziger Duft.
Und Schweigen rings. Ersitternd steht die Luft
Im Wirbelspiel der flimmerbläntten Strahlen.
Die Stille hat so reinen, heiteren Schein,
Als lausche die Natur in sich hinein,
Und seltsam feierlich wird mir zu Mute,
Als ob ich fühlte tief im eigenen Blute
Den Pulsschlag ihrer Sonnenfeligkeit.

Heinrich Oels

Höhe Zeit.

Von D. Fechner.

Drausen im Felde wütet der „Sensentod“ und schafft der Menschheit Brot für ein weiteres Lebensjahr. Die Ernte ist in vollem Gange. Dieser Zeitpunkt bringt auch in das Dasein unseres Rehwildes eine Wandlung von einschneidender Bedeutung: einmal muß der Teil, der in dem schützenden Halmdickicht eine Freistatt suchte, wieder zurück in den Wald wechseln, und zum andern schleudert um diese Zeit das Gesetz der Arterhaltung der Sippe jenen Brand ins „Blut“, der das Feuer des Lebens neu entzünden soll. Aber der sonst so liebe, stille heimlich-heimliche Wald hat sich gewaltig verändert; denn gleich wie im Felde wird auch hier geerntet; birgt doch sein Schoss ungeheure Schäden an reisigen Beeren und eßbaren Pilzen, die von zahllosen Menschen eingesammelt werden. Hierüber ist weder das Wild noch der Jäger sonderlich erbaut; denn jenes wird zur Unstetigkeit und dieser zur Erfolglosigkeit verurteilt. Glücklicherweise hat der Wald aber auch unfruchtbare Teile, die von den Sammlern gemieden werden. Beide, der Jäger und das Wild, ziehen sich nach diesen Orten zurück, um hier ihr Versteck- und Hindespiel zu treiben.

Es ist Mittag! Die Sonne gleicht ein Meer von glühendem Glas auf die Erde, dem selbst der leiseste Windhauch erlegen ist. An einer starken Eiche, die am Rande eines Kiefernholzwaldes steht, habe ich mir einen gut verblendeten Stand hergerichtet. Vor mir erstreckt sich eine dreijährige Kultur, deren jenseitiger Rand von einer dichten Fichtenabschonung begrenzt wird, in der ich mehrere starke Gehörntiere weiß. Von einem Birnbaumästchen, das ich mitgebracht habe, breche ich ein Blatt ab und fange an zu „mussieren“. Weich und süß dringt mein „Pi-u“ durch die mittägliche Schwülstille; einmal, zweimal, dreimal. Pause. Nichts ist zu sehen oder zu hören; doch, ein Eichhäher fängt an zu rätschen. Dieser kluge wachsame „Waldpolizist“ hat offenbar schon den Braten gerochen. Wie eine ernste, eindringliche Warnung dringt sein Schrei durch den Wald. „Betrüger! Betrüger!“ scheint er mir zuzurufen. Doch ich lasse ihn schimpfen und siepe weiter. Da steht ein neuer Gast zu, wieder aus der Höhe. „Duck! Duck! Duck! Duck!“ dringt's aus den Baumkronen zu mir herunter. Ich weiß sofort, wer der Urheber dieser Töne ist, nämlich ein Eichhörnchen, nicht aber weiß ich, aus welchem Grunde es auf mein Siepen reagierte. Sollte das „Baumfuchschen“ etwa einer akustischen Täuschung zum Opfer gefallen sein? Als ich weiter blatte, kommt das Hörnchen von der Eiche, die es inzwischen erreicht hat, mit dem Kopf erdwärts, herunter, bis es fast meinen Hut berührte. Eine Bewegung von mir schaucht den kleinen Nasenweis aber sofort wieder in die höchsten Spitzen des Baumes.

In demselben Augenblick huscht ein Schatten mit stürmischen Schwingenschlägen über die Kultur. Das Flugbild sagt mir sofort, daß es ein Hühnerhabicht ist, der gefährlichste Raubritter der Lüfte unserer Gegend. Er hält gerade auf die Eiche zu, ein Zeichen, wie genau er über die Herkunft der Töne unterrichtet ist. Da ich gegen Sicht von oben aber nicht geschützt bin, hat mich das scharfe Auge des Habichts bald entdeckt, und einer Rakete gleich steigt er plötzlich hoch und wirft sich förmlich in die Krone der Eiche. Zweifellos tat er dies nur, um Deckung gegen mich zu gewinnen. Dass er dabei auf das munter turnende Eichhörnchen stieß, war reiner Zufall, den der schlaue Räuber aber sofort zu seinen Gunsten ausnutzte. Denn kaum ist er im Blattwerk der Eiche verschwunden, als ich auch schon ein angstvoll kreischendes Gelehrter vernehme, was nur von dem in den nadelscharfen Fängen des Habichts sich windenden „Baumfuchschen“ herrührten kann, das seine Neugierde so teuer bezahlt muß. Waldrama.

Ich singe weiter und lege immer gröbere Sehnsucht in die Töne, so daß es nicht nur Rebböcke, sondern auch Steine hätte erweichen können. Aber die Geböhrträger scheinen heute nicht dabei zu sein oder doch absolut kein Liebesleben zu würdigen noch selber zu verspüren. - Besuch bekomme ich aber doch wieder, und zwar erscheint diesmal im sauberen, weißen Vorhendchen Herr Reineke, Freiberr von Malepartus-Gehsenen*. Zunächst allerdings in ansehnlicher Ferne: er sitzt am Schonungsrand auf den Keulen, den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, als sei er ganz in Andacht versunken. Endlich scheint er im Bilde zu sein; denn er wird jetzt frech und schnürt näher. Dabei beschreibt er einen lichten Bogen um mich. Der Schlauberger! Er will seine untrügliche Nase befragen, ob es sich um ein gefährliches Trugspiel handelt, denn Rissatenduft und Menschengeruch kann er bei gutem Winde auf große Entfernung vortrefflich unterscheiden. Aber wenn sein Röcklein schon brauchbar wäre, würde er trotz seiner Vorsicht meiner Kugel zum Opfer fallen, denn mehr als einmal bietet er mir gute Schuß-

gelegenheit. Endlich ist er in meiner Windszone angekommen. Einen Augenblick stutzt er, in der nächsten Schunde verschwindet aber sein Vorhendchen und die busige Standarie winken mir mit heftigem Schwunge einen Abschiedsgruß zu. Ins Menschliche übertragen hieß dies ungefähr: „Donnerweiter, die Sache hätte leicht schief gehen können.“

Als ich meinen Lachmuskel wieder Zügel angelegt hatte, „musizierte“ ich mit äußerstem Kunstreißerstandnis weiter. Nach einer besonders auf gelungenen Arie erscheint plötzlich ein roter Vogel vor der Schonung, dann noch einer. Glas hoch! Aba, ein starker Vogel mit einem tierlichen Schmalzreichen als Bräutchen, also ein richtiges Liebespaar. Hier ist nicht viel zu machen! Oder ob ich seine Treue mal auf die Probe stelle? Versuchen wir's. In schmeichelhafter Süße sättert eine verführerisch klingende Sonnerie über die Kultur und schleicht sich hinein in die nach vorn gestellten Lauscher des Vogels. Aber eine Wirkung zeigt sich nicht; er ist treu wie Gold und läßt sich nicht verführen. Ich singe noch einige Mal, doch wieder ohne Erfolg.

Nun spielt ich meinen letzten und stärksten Triumph aus: ich mache das Angstgeschei nach. Da geht des Starlen Treugelobnis zum Teufel. Der Hals wird immer länger, die Muskeln straffen sich, und im nächsten Augenblick wirkt er sich nach vorn und braust wie ein Unwetter über die Kultur, gerade auf meinen Stand zu. Auf etwa 60 Schritt halb spitz verhorstet er. Ich hebe die Büchse, der Stecher springt ein und die Spalte des Zielferntrohbehlers saugt sich in die Stelle der Decke, hinter der das Leben pulsirt. Ein leichter Fingerdruck und der Stahlblitz muß mit dröhndem Jubelruf aus dem Laufe fahren. Ja, er muß, aber er tut's nicht, er streift. Ich vergaß, den Sicherungsflügel herumzulegen.

Der Vogel hat das metallisch klingende „Knad“ wohl vernommen, doch springt er nicht ab, sondern läuft nur argwöhnisch zu mir herüber. Der begangene Fehler ist rasch und geräuschlos beseitigt und aufs neue will ich die entscherte Büchse bebauen. Da vernimmt mein inneres Ohr ein geisterhaftes Raunen: „Schon öfters hast du mir gelobt, nie wieder in das Liebesleben der Natur stören einzutreten, und doch stehst du im Begriff, es zu tun! Hältest du so dein Versprechen, Barbar? Dann ist es um deine Weidgerechtigkeit wahrlich schlecht bestellt. Schäme dich!“ Dianas Vorwurf lähmt mich förmlich. Ich vermag die Waffe nicht zu erheben, um den Tod in ein Liebesleben zu senden. Langsam macht der Vogel kehrt und wechselt zurück zu seiner jungen Gattin. Die anfängliche Enttäuschung über meine Unentschlossenheit weicht einem freudigen Empfinden; denn wo Venus herrscht, will auch Diana Schonung. Und in drei Wochen, wenn „Urian“ seine Schuldigkeit getan hat, sehen wir uns hoffentlich mal wieder. Dann wird Diana meine Entschlossenheit mit einem herrlichen „Weidmannsheil“ belohnen.

Dialog im Speisewagen.

Zwei Herren unterhalten sich im Speisewagen.

Eigentlich unterhält sich nur einer, der Herr aus dem Norden.

„Nee, also wissen Se, so 'ne Unverschämtheit! Wenn ich dem Kerl sage, der Ausschnitt hat 'nen Stich, denn hat er eben enen. Da lotzt er nu die lange Gesellschaft zusamm' un läßt se die Nase in den Schinken steken. Was? Na nu werd ich mir das Beschwerdebuch lieben lassen. Was? Hab ich nich recht?“

Der Herr aus dem Süden versucht zu antworten: „Jo, jo, Sie hent . . .“

„Da muß nur ausgerechnet erst der Speisekellner ran, un denn der Kontrollleur un noch der Zahlstellner. Nu steht die lange Blase da rum un will mir überreden, daß der Schinken iut is, un schnuppern immerzu! — Männer, sage ich, meine fünf Sinne sin noch lange in Ordnung. Aber bei Ihnen is mindestens der Jeruchinn flöten. Nich?“

„Jo, jo, Sie hent . . .“

„Da holen se womöglich noch den Zugführer ran un den Stationsvorsteher un lassen ihn noch die Nase in den Schinken steken. Davon wird er aber nich 'n Tota frischer. Im Gegenteil! Un berappen. Nee, nich 'n Fennig. Im Gegenteil! Ich verlange noch Schadenerstattung für den Krier, den se mir verursacht ham . . . Hab ich nich recht? Wat? Na? Sie sagen ja nicht!“

„Jo, jo, Sie hent . . .“

„Na, Sie reden ja keen' Ton!“

„Jo, Sie hent recht!“

„Na also, warum ham Se das nich gleich gesagt.“

„Sie hent mi ja loi Wörter schwärta lassen.“

„Ach, Quatsch, ich hab ja keen' Ton jered!“ — —

Alfred Auerbach.

Die Gartenschnur, ein unentbehrliches Hilfsmittel im Gartenbau.

Ebenso wie der Architekt ohne Lineal keinen brauchbaren Bauplan zuwege bringt, vermag auch der Gärtner ohne Schnur den Garten nicht schön und ordnungsgemäß zu bearbeiten. Auch für den geübtesten Gärtner ist die Gartenschnur ein unentbehrliches Werkzeug, das er im Frühjahr Tag für Tag nur zu oft benötigt, längst geworden; desto weniger gebraucht es aber merkwürdigerweise der Gartenbesitzer, und besonders der Anfänger glaubt auch ohne seine Verwendung fertig zu werden.

Vor allem können der Hauptweg und die Furthen niemals ohne die Benutzung der Gartenschnur vollständig gerade-linig hergerichtet werden. Und welch ein hässlicher Anblick bietet ein unregelmäßiger kurviger und eckiger Weg; er verschandelt den ganzen Garten. Aber auch zum Ab schnitten der Beete bedarf man unter allen Umständen einer Gartenschnur, sollen die Reihen in gleichweiten Abständen parallel laufen und die Pflanzen, wie die Grenadiere gerichtet auf dem Beete stehen. Welchen Vorteil bietet ein solch ordnungsgemäß be pflanztes Beet bei seiner späteren österlichen Bearbeitung, die viel rascher von Statten geht, als bei einem Beete, wo die Pflanzen kreuz und quer durcheinander stehen. Dasselbe gilt von der Reihensaat, insbesondere bei dem Ziehen der Rillen, wobei unbedingt eine Schnur notwendig ist.

Das Sehen der Bäume und Beerensträucher kann ohne Gartenschnur gar nicht ausgeführt werden. Wie bequem lassen sich die Entfernungen der Reihen von einander und der Abstand der Gehölze in denselben mit einer Schnur bestimmen! Rasch und geradlinig lassen sich dann Bäume und Büsche, ohne langes Bissieren allein an der Hand der Schnur pflanzen.

Die Gartenschnur kann sich jeder leicht selbst herstellen. Er braucht nur 2 runde Hölzer von $2\frac{1}{2}$ Zentimeter Stärke und 35 Zentimeter Länge. Diese werden an dem einen Ende zugespitzt und in der Mitte mit einem mächtigen Einschnitt zur Festigung des Schnurendes versehen. Ratham ist es, sich wenigstens 2 Schnüre gleich anzufertigen, eine längere mit entsprechend starkem Bindfaden, die der Länge des Hauptweges entspricht, und eine kürzere zur Verwendung bei der Bearbeitung und Beklebung der Gartenbeete.

Die Gartenschnur ist vor Nässe zu bewahren und darf niemals naß aufgewickelt werden, da dann der Bindfaden leicht brüchig wird. Unangenehm und störend ist es, wenn die Schnur während ihrer Verwendung zerreißt und dann wiederholt geflüpft werden muß. Nun lädt sich der Bindfaden gegen Nässe schützen, wenn er in einer Leimlösung getränkt und nach dem Trocknen mit einem in Leinöl getauchten Lappen eingetrieben wird.

Die germanische Tierwelt der Römerzeit.

Die wichtigsten Tiere, mit denen die alten Römer zu der Zeit ihres Vordringens in Germanien in Berührung kamen, werden von den zeitgenössischen Schriftstellern erwähnt. Aber eine genaue und systematische Feststellung der germanischen Tierwelt in dieser für Deutschland so wichtigen Kulturrepoche war erst durch ein Studium der aufgefundenen Tierreste möglich, das in allerjüngster Zeit von Dr. Max Hiltzheimer an den im Saalburg-Museum bewahrten Tierresten aus römischer Zeit vorgenommen worden ist. Aus diesen handgreiflichen Zeugnissen baut sich nun ein wesentlich bereichertes und lebendiger gestaltetes Bild jener fernen Zeit auf. Wie Prof. H. von Lengerken in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ als Ergebnisse dieser Forschungen mitteilt, lehren uns die aus verschiedenen Römerkastellen auf deutschem Boden stammenden Knochen, daß die römischen Krieger keine regelmäßige Jagd in Deutschland ausübten. Dem Neb hat man allerdings nachgestellt und gelegentlich wohl auch dem Hirsch, aber die wilden Tiere trugen nicht wesentlich zur Ernährung der Kohorten bei. Ubrigens stimmt eine Reihung aus jener Zeit auf das genaueste mit den Stangen überein, die noch heute die im Taunus lebende Rehrasse aufweist, so daß sich also diese Tiere in den seitdem verstrichenen 2000 Jahren nicht verändert haben. Überreste von Bären, Hasen und vom Ur sind nur vereinzelt gefunden worden. Dagegen sind Stücke von Hirschstangen reichlich vorhanden, denn die Hirschgewehe wurden an Ort und Stelle zu allen möglichen Nutzgegenständen, wie Haar- und Nähnadeln, Knöpfen, Schwert- und Dolchgriffen, verarbeitet. Auch das Eichhörnchen lebte damals wie heute in den Wäldern des Taunus.

Nicht minder wichtig sind die Forschungen, die über die von den Römern in Germanien gehaltenen Haustiere ange stellt wurden. Die Häufigkeit der Knochen zeigt, daß man in erster Linie sich vom Schwein, erst in zweiter Linie vom Rind nährte; Ziegen und Schafe sowie Hühner spielen eine geringere Rolle. Diese Reihenfolge der Nahrungsziele entspricht übrigens derjenigen in Deutschland vor dem Weltkriege. Von Tieren, die die Römer einführten, wird besonders das Perlhuhn hervorgehoben. Wenn das Rind als Vieferant von Fleisch erst an zweiter Stelle stand, so war es doch das wichtigste Haustier, weil es Horn und Keder zur Verarbeitung lieferte. Aus den Knochenfunden läßt sich erkennen, daß neben einem kleinen einheimischen germanischen Rind auch eine große kräftige Rasse vorhanden war. Daß diese großen Rinder dem gewaltigen Ur kaum nachstanden, geht daraus hervor, daß die Römer von den Ubieren als Tribut Rindshäute von der Größe der Häute des wilden Urs verlangten. Durch diese Forderung wurde die Rindviehzucht der Niederländer vernichtet und die Empörung der Ubier hervorgerufen. Pferde dienten nur als Reittiere. Die Römer benutzten mittelgroße Tiere, die aus Italien eingeführt wurden. Aber es sind auch Reste der kleinen Germanenpferde aufgefunden worden, deren Zahl nach dem Zeugnis lateinischer Schriftsteller ziemlich groß gewesen sein muß. Hatten doch die Simbren allein eine Reiterei von 15 000 Mann. Seit Cäsar, der seine germanischen Krieger mit größeren Pferden ausstattete, wurden dauernd Pferde nach Germanien eingeführt. Es gab zur Römerzeit mindestens 3 Pferderassen in Deutschland: das germanische Pony, das mittelgroße römische Kavalleriepferd und das große Offizierspferd. Auch zahlreiche Hunderrassen lebten zur Römerzeit bereits in Deutschland, so Zwergspitz, Schäfer-, Dachs-, Jagdhunde, Doggen und Windhunde. Daß alle diese Hundearten als Luxustiere eingeführt wurden, ist bei den praktischen Römern nicht wahrscheinlich. Vielmehr werden wohl diese Hunde in den kleinen abgesonderten und stets gefährdeten Kastellen Wachdienste geleistet haben. Schon eine Wortschrift des altromischen Militärschriftstellers Vegetius fordert zur Bewachung der Lager besonders scharfe und guhpürende Hunde.

Über das Düngen der Zimmer- und Gartenpflanzen im Sommer

entnehmen wir der Familienzeitschrift „Das Buch für Alle“ (Union, deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) folgende beachtenswerten Hinweise: Der beste Zeitpunkt des Düngens ist der Abend, beziehungsweise die Nachmittags- oder auch die ersten Stunden des Vormittags. — Alle Gewächse des Zimmers, die gesund, also nicht kränklich sind, können einmal wöchentlich mit gut verdünnter Menschen- oder Tieraussche, Harnstoff, Hornspülung usw. gedüngt werden; dies gilt nicht nur für die Bierzpargel, Blektogenen, Schieblatt, Palmen, Tradesianen und andere Zimmer- und Topfpflanzen, wie Geranien, Fuchsien usw., sondern auch für alle blühenden und Blattpflanzen auf dem Fensterbrett und im Balkonkasten sowie für Kübelpflanzen, die im Vor- und Hausgarten eingefüllert sind. — Dabei sind alle Sommerblumen, wie Rosen, Astern, Dahlien, Löwenmaul usw., im Garten nicht zu vergessen. — Zwei Regeln merkt man sich aber beim Düngen: 1. Es soll möglichst nur bei trübem Wetter oder nach Regen gedüngt werden. 2. Alle Gewächse sind vor dem Düngen gründlich zu gießen und nach dem Düngen leicht zu überbrausen. Kränkliche Pflanzen — dies sei nochmals ausdrücklich wiederholt — dürfen nicht gedüngt werden, ebenso solche Gewächse, die erst vor drei bis vier Wochen verstekt beziehungsweise ausgespanzt wurden. Wir erreichen durch das Düngen ein üppigeres Wachstum, saftigere Färbung von Blättern, Blumen und Früchten und — was auch sehr viel mischt — eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegen tierische und pilzliche Schädlinge jeglicher Art.

Das Sommerblumenheft des „Praktischen Ratgebers“ (Verlag Trowitzsch u. Sohn, Frankfurt/Oder), welches als dritte Sondernummer anlässlich der Gartenbau-Ausstellung in Dresden erschienen ist, stellt selbst eine schöne Sommerblume dar. Es liegt — ähnlich den Sommerblumen — nicht in seiner Art, laut und viel Wesens von sich zu machen. Im Gegenteil, es spricht nur durch sich selbst: weist mit seinen bunten, flüssig zu lesenden Aufsätzen auf die Sommerblumen hin, die man — es ist noch gar nicht zu lange ber — fast vergessen hatte.